



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 254.

Mittwoch, den 30. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Aus allen Straßen.

Roman aus dem Nachtleben einer kleinen Stadt von Heinrich Bandlow.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Arzt übergab das Kommando seinem Stellvertreter und suchte dann seine Wohnung auf, wo er lange, lange Zeit dem trüben Gedanken nachhing, daß sein verfehltes Kommando den Tod eines Menschen verursacht, eine Familie ihres Ernährers beraubt habe. Aus allen seinen Überlegungen trat immer wieder der Voratz hervor, wenigstens das eine zu tun, was noch möglich war, nämlich, nach seinen Kräften für die Witwe einzutreten. Wie? Das war ihm selbst noch unklar.

Frau Oldenstader war nach dem Unglücksfall, dessen Augenzeuge auch sie gewesen war, in noch schrecklicherer Gemütsverfassung wieder nach Hause geeilt, als in welcher sie es verlassen.

Der Feuerruf, die allgemeine große Aufregung, der tobenbe Sturm — alles das war ihr gerade recht gekommen, daß es das wilde Feuer in ihren Adern beschwichtigte, daß sie nicht im Hause zu sein brauchte, ein unabwendbares Unglück zu erwarten.

Tränenlos, in brennender Angst, in bangem Grauen vor dem Ungewissen, das ihr bevorstand, war sie Zuschauerin bei dem Brande gewesen, hatte ihren Mann wie ein unheilbrohendes Gespenst aus der Menge hervorblicken und ihn untergehen sehen, um dann selbst ohnmächtig zur Erde zu sinken, war von mitleidigen Händen nach Hause geleitet worden, und hatte sich an die Brust ihrer alten, schwachsinnigen Mutter geworfen.

„Mein Mann ist tot — ist im Feuer verbrannt — Mutter, Mutter!“

Da hatte ein Tränenstrom die gequälte Brust befreit, und die alte Mutter hatte sie verständnislos gescholten, daß sie sie im Schloße störe.

Sie begab sich dann wieder nach unten in ihre Stube, starrte hinaus in die Nacht und den Sturm, klagte sich selbst an wegen ihrer Schuld und weinte lange, lange.

20. Kapitel.

Die allgemeine Aufregung äußerte sich schon in der Unglücksnacht darin, daß alle Bierstuben dicht besetzt, und von nichts anderem als dem Schicksal, von dem Oldenstader betroffen war, der Bestrafung, der Pläster entgegenschah, der Witwe des Verunglückten, dem mutigen Kalen die Rede war.

Kalen selbst hatte eine wunderschöne Geschichte zum besten gegeben, wie er, in dem schleichenden Manne sogleich den Verbrecher witternd, sich versteckt gehalten habe, wie er ihn dann im Gemach gepackt hatte, und dergleichen, was seinem Ruhme zweckdienlich erschien.

Seine Zuhörer sperrten erstaunt den Mund auf, als er an einem der im Gasthose Anwesenden die Sache vor Augen führte. In diesem Augenblicke trat Küster Hens ein.

Kalen schwoll die Stirnader bei seinem Anblick, und nachdem er in der Eile sein Experiment beendet hatte, trat er zu dem Küster und sagte ihm, er möchte doch mit ihm auf die Straße kommen wegen einiger Worte.

Hens war sofort bereit, und die beiden gingen halb in der Straße.

„Den Mann haben Sie auf dem Gewissen!“ sagte der Viehhändler. „Sie haben mich verraten und ihm gesagt, wohin ich gehen würde, Sie erbärmliches Kirchenlicht! Das war gleich mein erster Gedanke!“

„Schönen S' ihre Lunge, wenn ich Ihnen raten kann, Lämmchen,“ erwiderte der furchtlose Hens. „Mich pusten Sie damit nicht aus; aber ich kann wirklich recht traurig werden, und werd's Ihnen gleich beweisen! Ich hab' zu dem unglücklichen Menschen, von dessen Rippenstück Sie schmaussten, keine Silbe nicht gesagt, verstehen Sie; aber allerdings bin ich ein wenig wegen die frische Luft hinter Ihnen herpaziert, und weil ich so erschrecklich neugierig. Also der erste Gedanke, den Sie zu Gebotter gebeten haben, war een sehr einfältiger Gedanke! Und sehen Sie sich ja vor, daß Sie mich nicht zum zweiten Male anschnurren, guter Freund! Ich fass' Dornen und Disteln ebenso fest an wie zarte Blumen!“

Kalen strich den Schnurrbart in der Weise, wie Leute tun, die nicht wissen, was sie mit Mund und Händen anfangen sollen, und Hens machte gleichfalls eine Vergnügungspause im Sprechen.

„Er hat einen schrecklichen Tod gefunden!“ sagte Kalen ablenkend.

„Nach diesem stellen S' Ihre gottgefälligen Betrachtungen eher an, bis Ihre Wege een armer Teufel ins Feuer rennt, wie wir beide gut genug wissen! Ich will Ihnen gleich sagen, daß ich auch eene Frau nehme, ehe ich verjähre; aber lassen Sie sich dadurch ja nie im Schloße stören, wie wegen des andern Frau! Ich trinke weder Ihnen, noch dem Teufel zu Gefallen Wein, und wott' mit Ihnen um 20 Pfennig, daß ich Ihnen hinters Ohr chloroformiere, ehe Ihnen der Mund recht wässrig ist!“

„Das ist ja lauter Dummheit!“ sagte Kalen.

„Wie Sie sofort sehen werden!“ fuhr Hens fort. „Es gibt keenen Geseh, nach dem nun morgen einer zu Ihnen kommt und sagt: „Der preussische Staat läßt grüßen, und Sie möchten nun den Beutel ziehen für eene Witwe, die durch Sie ihren Mann verloren hat. Sie und Pläster sind gleich Halunken, Sie tun sich dick, daß sie ihm gesagt haben, und ich, der Küster Elias Hens, habe Sie nun, weil ich weiß, welches Paternoster Sie zusammen mit dem armen Weibe des toten Mannes beteten. Sie haben eenen armen Schelm um seine Ehre und sein Glück betrogen, und gegen Ihren eigenen Willen eenen andern Schelm gegriffen. Dieses sind Ihre Heldentaten! Haben Sie denn schon daran gedacht, daß Sie moralisch verpflichtet sind, für die Hinterbliebenen zu sorgen?“

„Vielleicht!“

„Dieses ist een trodenes Vielleicht! Ich werd' nun anpassen, ob Sie sich der Familie nun annehmen! 's ist eene Notlach, und man muß hineinbeihen, wie der Vegetarier sagte, als ihm die Wirtin erzählte, es sei nur noch Wurst da.“

„Das ist nun gar nicht Ihre Sache, verstehen Sie, das mache ich, wie ich will! Mir kann niemand beweisen, daß ich —“

„Wird wohl Schriftliches da sein!“

„Nein, sehen Sie, dazu war der Fuchs zu klug! Schriftliches ist eben nicht vorhanden!“

„Biemlich deutlich, meine ich, und für jedermann auf Ihrer Wade zu lesen! Ihre liebe Frau wird sich sehr freuen, wenn sie erfahren sollte, wessen Handschrift das ist!“

„Was wollen Sie denn eigentlich vor mir?“

„Sie sollen für die Familie so lange sorgen, bis sie sich selbst versorgen kann!“

„Das ist aber nicht im geringsten Ihre Sache!“

„Dab' mir's in den Kopf gesetzt, daß es meine Sache sein soll! Zum Begräbnis verreisen Sie natürlich, damit die Frau nichts von Ihnen hört oder sieht, und wegen der Welt schicken Sie einen sehr schönen Kranz!“

„Was magen Sie sich alles an, Mensch!“ rief Kalen wütend und wachte auf ihn einzuweichen.

„Lassen S' das, Schatz!“ sagte Henz gleichmütig. „Machen S' gar nicht den Versuch, wenn Ihnen ein guter Rat lieb ist. Ich bin Polizist gewesen und kenne einige kleine Griffe, die Sie nicht kennen! Es ist also alles abgemacht, und Sie nehmen sich der Familie an, und zerbrechen nicht das Glas, aus dem Sie getrunken haben, welchen Rot der Teufel den Menschen gab, als er das lehtemal zu Besuch auf der Erde war!“

Damit trennte sich Henz von ihm. Kalens ganzen Triumph war mit kaltem Wasser begossen, und er schlich still nach Hause, darüber nachsinnend, wie er der Frau eine Zukunft sichern könne. Er fand vorläufig kein anderes Auskunftsmittel als das älteste und einfachste, nämlich mit seinem Geld zu helfen, mit so wenig wie möglich.

Welches die Ursache der Entrüstung des Ritters in dieser Angelegenheit war, mit der er in der Tat nicht das geringste zu tun hatte, lassen wir dahin gestellt, nehmen aber an, daß sie in seiner Ehrlichkeit und in seinem Gerechtigkeitsgefühl zu finden ist, und in einem gewissen ritterlichen Sinn. Es ist möglich, daß er nicht so in Harnisch geraten wäre, wenn ihm etwas zu Ohren gekommen wäre von den Gerüchten, die jetzt wie verlorene Fegen im Sturm durch die Stadt flatterten. Henz hatte gewiß eine tüchtige Menschenkenntnis, aber es war ihm fremd, daß Geheimnisse der Art, wie ihm eins verraten wurde, selten an eine einzige Person weitergegeben werden, und die Männer können nicht etwa besser schweigen wie die Frauen. Aber Angesichts des großen Unglücks beließen es die Leute bei kurzen Andeutungen und meinten mit frommem Augenaufschlag, man solle nicht richten, sondern bei sich selbst nach dem Rechten sehen; jeder habe, im Grunde genommen, seine Fehler, und man solle an die eigene Brust schlagen und sagen: Gott sei mir Sünder gnädig.

Der Sturm hatte ausgetobt, der Himmel eine schwermütige Bleifarbe angenommen, und die Sonne gab sich nicht die geringste Mühe, auf die Erde zu blicken.

Bei der Brandstätte wurde aufgeräumt, und die Männer wandten sich mit Schauern ab, als unter dem glühenden Schutt ihnen menschliche Gebeine zu Gesicht kamen. Es war bereits ein Sarg bereit gestellt, der sie aufnehmen sollte.

Doktor Bischoff ging bei seinen Krankenbesuchen auch durch die Nordmauerstraße und stand einen Augenblick still, um den Arbeiten der Leute zuzuschauen. Am Abend besuchte er seine Braut und sprach mit ihr über das unglückselige Ereignis.

„Es war allerdings ein böser Zufall, daß die Leiter am Hause stand,“ sagte Doktor Prospill, „aber kein verständiger Mensch kann Dir irgendwelche Schuld an dem Unfall beimeßen! Das brauchst Du Dir nun nicht zu Herzen zu nehmen!“

„Das kommt ganz auf die Auffassung an,“ entgegnete Bischoff. „Man mag reden, so viel man will, daß ein Befehl zum Ersteigen der Leiter nicht erteilt war. Sie war aber aufgestellt, und das ist meine Schuld! Das hat den traurigen Fall herbeigeführt!“

Seine Braut machte bei dieser Darlegung ein klägliches Gesicht.

„Man sagt ja doch, der Mann soll stark angetrunken gewesen sein. Es soll so geschehen haben!“

„Das halte ich auch für wahrscheinlich! Er hat den Abend vorher in Gesellschaft getrunken! Aber das alles beschönigt es nicht, daß ich mich mit Dingen befahle, die ich nicht verstand, und denen nun ein Menschenleben zum Opfer fiel!“

„Dem Arzt glückt so manche Kur nicht!“ sagte der alte Herr. „Auf diese Weise kämen gerade wir nicht aus der Selbstanklage heraus!“

„Das ist eine andere Sache! Wo wir sehen, daß die ärztliche Wissenschaft und Kunst überhaupt vergeblich ist, da lindern wir doch den Schmerz. Und wo wir erkennen, daß unser eigenes Können und Wissen nicht ausreicht, das aber andere haben, da schicken wir die Kranken ins Universitäts-Krankenhaus! Wollen wir schon die medizinische Praxis zum Vergleich heranziehen, so kann es nur der Kurpfuscher sein, der über Krankheiten sich brümt, deren Besiegung er nicht gewachsen ist! Wenn einem

solchen infolge leichtfertiger, falscher Behandlung ein Todesfall nachgewiesen wird, so wird er bestraft, und das von Rechts wegen.“

„Du brauchst die Sache aber nicht so tragisch aufzufassen,“ sagte seine Braut liebevoll und tröstend. „Deine Absicht war doch gut!“

„Freilich, wenn hier nur nicht allein die Folgen in Betracht kämen!“

„Weit mehr Schuld hat der Brandstifter — und Du sagtest, wie dankbar er bei Deiner kleinen Aufmerksamkeit gewesen wäre! Nun hat er auch noch auf dem Gewissen, daß Du Dir Vorwürfe machst!“ sagte die Braut, und ihr Vater setzte hinzu:

„Daraus wird er sich viel machen!“

„Reden wir nicht weiter davon,“ sagte Bischoff. „Es hat keinen Zweck, um vergossene Milch zu weinen, besser ist es, den Milchtopf wieder zu füllen!“

Als Bischoff fortgegangen war, sagte der Vater kopfschüttelnd:

„Ich habe nie an ihm einen so sentimentalcn Zug bemerkt! Erregen kann ihn ja der traurige Fall, aber er braucht ihn sich doch weiter nicht zu Herzen zu nehmen!“

Der junge Arzt machte indessen einen Besuch bei Frau Oldenstader. Sie hatte eine einfache, recht geschmackvolle Trauerkleidung angelegt und vor dem Spiegel, der ihr noch keine bitteren Wahrheiten sagte, geordnet. Gewiß war ihre Trauer echt und ihr Weinen um den Toten aufrichtig, der sie geliebt hatte. Und doch mischte sich eine heimliche Befriedigung hinein, daß ein Unwetter von ihrem Haupte abgewendet sei, ein Unwetter, das sie unter anderen trostlosen Umständen von ihrem Manne getrennt hätte.

Sie war beschäftigt gewesen, im Schreibtisch ihres Mannes aufzuräumen. Dort hatte sie ein Paket Briefe von ihrer eigenen Hand aus ihrer Brautzeit gefunden, von denen sie einige las. Dann steckte sie alle nacheinander in das Ofenfeuer, wo die Verteuerungen ewiger Liebe und Treue lustig aufzüngelten.

Beim Anschauen ihrer schönen Gestalt und dem leichten Maiglöckchenduft in der Stube wollte in seiner Erinnerung ein Vorgang in seinem Hause aufsteigen, und als er ihr die Hand reichte, blickte er unwillkürlich nach ihren Fingern. Sie trug aber nur einen einfachen Goldreif.

„Was verschafft mir die Ehre?“ fragte sie mit einer Stimme, in der Erstaunen und Zaghaftigkeit sich das Gleichgewicht hielten.

„Ihr Mann ist durch einen unseligen Zufall —“ begann er. „Das ist mir schon von zu vielen gesagt worden, Herr Doktor! Verzeihen Sie, wenn ich unterbreche! Pßt sich das nicht umgehen?“

Sie führte bei diesen Worten das Taschentuch vor die Augen.

„Ich kann mich kurz fassen,“ sagte er. „Ich habe Interesse für Ihre nächste Zukunft, und möchte wissen, wie Sie sich durchzuschlagen gedenken?“

„Mit Handarbeit!“ sagte sie errötend.

„Wenn Sie einmal in Geldverlegenheit sind,“ sagte er weiter, „wollen Sie sich dann nicht vertrauensvoll an mich wenden? Was ich tun kann, will ich dann tun! Und dessen können Sie versichert sein, daß Sie in den mir und meinen Schwiegereltern befreundeten Familien Beschäftigung finden sollen! Sie werden nun ein schwereres Los als bisher haben, Frau Oldenstader!“

„Es wird schon alles kommen, wie es soll!“ erwiderte sie. „Aus welchem Grunde wollen Sie sich meiner annehmen?“

Ihr Staunen und Verwunderung hatte durch seine Erklärungen nichts an Terrain verloren. Freundlichen Zuspruch, wohlgemeinte Worte hatte sie von allen Seiten bekommen, eine wirkliche Hilfe war ihr noch nicht angeboten worden.

Sie war sich im Augenblick nicht darüber klar, wie sie seine Vorschläge aufnehmen sollte.

„Auf meinen Befehl war die Leiter an das Haus gestellt worden,“ sagte er.

„So — darum!“ — erwiderte sie etwas enttäuscht.

Sie sprachen noch einige Worte; er erkundigte sich auch nach ihrem Sohn, der oben bei der Großmutter war, damit er durch ihre Tränen nicht zu fortwährendem Weinen hingerissen werde. Dann trennten sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

**Dieser
Tage**

wird ein Posten dauerhafter wischlederener Schuhe für Herren, Damen und Kinder und 1a Vorkalt- und Chevreux-Stiefel in schöner Ausführung billig verkauft. Kinderstiefel in großer Auswahl. 7554

Nur Neugasse 22, 1. St.



Gestern und Heute.

Könige als Raucher. Zu den passioniertesten Rauchern auf europäischen Thronen gehören der König von Belgien und der König von Portugal, die es beide auf etwa ein Duzend Zigarren am Tage bringen. Der Deutsche Kaiser, der eine Sammlung der herrlichsten Pfeifen besitzt, gestattet sich nur die eine Zigarette, weil die Aerzte ihm anhaltendes Rauchen verboten haben. Den Kaiser von Oesterreich dagegen sieht man selten ohne seine Pfeife, die er der Zigarre vorzieht, und der König von England, der gute Zigarren sehr liebt, gibt sich in intimer Kreise gern dem Genuß einer kurzen Weichselfeife hin. Der Zar ist ein sogenannter Kettenraucher, der etwa dreißig Zigaretten pro Tag vertilgt, auch der junge König von Spanien raucht Zigaretten, aber stets aus einer auffallend langen mit Gold verzierten Bernsteinspitze. Nur ganz selten leistet er sich eine Zigarra, und dann nur eine ganz außerordentliche Havana. König Viktor Emanuel ist kein großer Raucher, eine oder zwei Zigaretten genügen ihm, und der König von Schweden raucht überhaupt nicht.

Millionenschenkungen. Mit der neuesten Schenkung von zwei Millionen Mark, die Andrew Carnegie dem King Edwards Hospital zuwies, beträgt die Summe seiner Zuwendungen an öffentliche Institute rund 500 Millionen Mark. Den Universitäten seines Geburtslandes hat er allein 60 Millionen Mark gestiftet, und die Zahl der von ihm begründeten Bibliotheken beträgt jetzt 1400. Und dieser Mann begann das Berufsleben als Telegraphenbote in Pittsburg!



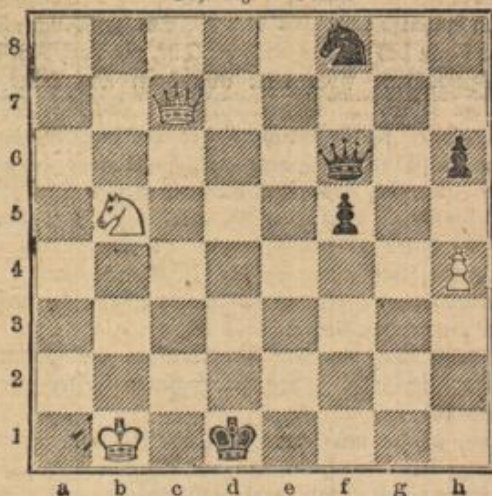
Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 46.

Endspielstudie von Henri Rinck in Barcelona.
(Im Endspielturmier der „Bohemia“ preisgekrönt.)

Schwarz: 5 Steine.



Weiß: 4 Steine.

Weiß zieht an und gewinnt.

1. Sb5—c3+	Kd1—c1	2. Dc7—g3+	Kd2—d1
2. Dc7—g3+	Kd2—d1	3. Dc7—g3+	Kd2—d1
3. Dc7—g3+	Kd2—d1	4. Dc7—g3+	Kd2—d1
4. Dc7—g3+	Kd2—d1	5. Dc7—g3+	Kd2—d1
5. Dc7—g3+	Kd2—d1	6. Dc7—g3+	Kd2—d1
6. Dc7—g3+	Kd2—d1	7. Dc7—g3+	Kd2—d1
7. Dc7—g3+	Kd2—d1	8. Dc7—g3+	Kd2—d1
8. Dc7—g3+	Kd2—d1	9. Dc7—g3+	Kd2—d1

Partie Nr. 46.

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 7. Juni 1907.
(Wettbewerb um die ausgezeichneten Glanzpreise.)

Weiß: J. F. Marshall, Newyork.

Schwarz: A. Schlechter, Wien.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß. Schwarz.

1. d2—d4 d7—d5
2. e2—e4 e7—e6
3. Sb1—c3 c7—c5
4. c4×d5 e6×d5
5. Sg1—f3 Sb8—c6
6. Le1—g5 Lf8—e7
7. Lg5×e7 Sg8×e7
8. e2—e3

Mit diesem Zuge weicht Marshall von seiner 7. Partie gegen Dr. Lasker ab, in der er sofort 8. d4×c5 zog. Der Textzug scheint den Vorzug zu verdienen.

8. 0—0
9. d4×c5 Dd8—a5

Schwarz ist nun durch den vereinzelt d-Bauern im Nachteil; Weiß muß nur achtgeben, daß es dem Gegner nicht gelingt, sich dieses Bauern durch Vorstoß oder Abtausch zu entledigen.

10. Lf1—d3 Da5×c5
11. 0—0 Le8—e6
12. Ta1—c1

In einer Partie Marshall-Tarrasch geschah hier 12. Sf3—g5, was minder gut erscheint.

12. Dc5—b6

Dc5—b4 (vgl. den folgenden Zug) verdiente jedenfalls den Vorzug. „The Field“ gibt auch Dc5—a5 zur Erwägung.

13. Sc3—a4! Db6—b4
14. h2—h3

Um die Dame nicht nach dem Königsflügel zu lassen.

14. h7—h6
15. a2—a3 Db4—d6
16. Sa4—c5 Ta8—b8

Hier kam b7—b6 in Betracht.

17. Dd1—e2 Le6—f5
Hierdurch schwächt Schwarz den Bd5 erheblich. Das „Deutsche Wochenshach“ macht auf Le6—c8 nebst b7—b6 und Le8—b7 aufmerksam, während „The Field“ Tf8—d8 empfiehlt.

18. Ld3×f5 Se7×f5
19. Tfl—d1 Sf5—e7

Schwarz hat nichts Besseres, wenn er nicht auf die Verteidigung des d-Bauern verzichten will.

20. e3—e4! b7—b6
21. e4—e5 Dd6—d8!

Das einzige Feld. Bei Dd6—c7 geht durch 21. Sc5—a6, bei Dd6—g6 durch 21. Sc5—d7 die Qualität verloren.

22. Sc5—e4 Dd8—c8
23. Se4—f6+

Ein überraschendes, aber durchaus korrektes Opfer. Die Durchrechnung dieser hübschen Kombination war keine leichte Arbeit.

23. g7×f6
24. e5×f6 Se7—g6
25. Dc2—d2 Dc8—f5
26. Dd2×h6 Df5×f6

Damit scheint Schwarz seine Stellung gesichert zu haben. Aber jetzt kommt die zweite Überraschung.

27. Te1×c6!! Df6×b2

Falls Df6×c6, so gibt es gegen 28. Sf3—g5 keine Rettung mehr.

28. Td1—d4 Db2—b1+
29. Kg1—h2 Db1—f5
30. Td4—g4 Aufgegeben.



Einmal und Jetzt.

Ein Wunder der modernen Rassenfranktechnik.
Die unter der Bezeichnung „Chemisches Bank-Gebäude“ in Newyork allgemein bekannte Geschäfts- und Handelsstätte kann sich rühmen, eine Stahlkammer zu besitzen, die nicht nur den geschicktesten modernen Selbstschranfnadern, sondern sogar der Zerstörung durch Erdbeben oder Feuersbrunst zu widerstehen vermag. Es ist zwar anzunehmen, daß es durch eine Reihe von Sprengungen gelingen könnte, die Wände der Kammer durch Dynamit zu demolieren, aber es erscheint ausgeschlossen, daß selbst während einer Revolution oder bei einem Bürgerkriege ein Fall eintreten könnte, der Gelegenheit zu einem solchen schwierigen Angriff auf diesen Riesen-Safe böte. Der Schrank selbst ist ein wahres Wunder von sinnreicher Konstruktion und Präzisionsarbeit in Eisen und Stahl. Er ist in einem vierzig Fuß tief unter der Erde gelegenen Gewölbe aufgestellt, dessen Fundament und Wände in Zement gemauert sind, und steht auf einer Anzahl ebenso hergestellter Pfeiler. Ein schmaler Gang führt an drei Seiten um den Schrank herum, und ein gentiles

Spiegel-Arrangement ist derart sinnreich angeordnet, daß der an der Vorderseite vorübergehende Wächter mit einem einzigen Blick nicht nur sämtliche Seitentwände, sondern auch Decke und Boden der Stahlkammer, auch zwischen den Pfeilern zu überblicken vermag. Der Schrank selbst hat das respectable Gewicht von 300 Tonnen, also 6000 Zentnern, und er ist aus fünf verschiedenen Stahlschichten zusammengefügt. Die äußere Türe hat ein Gewicht von sechs Tonnen und ist 16 Fuß hoch und 20 Fuß breit, und die innere Türe hat dementprechende Größenverhältnisse. Eine ganz eigenartige Sicherheitsvorrichtung besteht in einem ganzen System von Dampfproben, die in den schmalen Gängen um den Schrank herum derart angeordnet sind, daß im Falle eines Aufruhrs oder eines Sturmes auf die Bank der ganze Schrank mittels eines einzigen Handgriffes augenblicklich von heißen Dampfstrahlen umspült werden kann, die jeden Angreifer fürchterlich verbrühen müßten. Eine weitere merkwürdige Einrichtung, um ein jedes Eindringen eines kühnen Einbrechers oder unternehmungslustigen Gewissensknaders sofort zu melden, ist eine verräterische dünne Metallverkleidung der äußeren Schrankwände. Diese Verkleidung steht mit einer ganzen Anzahl von Alarmglocken in den oberen Bankräumen durch elektrische Drähte in Verbindung, und schon ein ganz leiser Druck, ja schon ein bloßes Berühren der Verkleidung genügt, um den Kontakt herzustellen, sämtliche Glocken in Tätigkeit zu setzen und die bewaffneten Wächter zur Stelle zu bringen. Diese Stahlkammer mit ihren komplizierten Konstruktionen und Sicherheitsvorrichtungen ist das Resultat einer fünfzigjährigen Erfahrung in der Gießschraufabrikation.

Genau. Der amerikanische Millionär John Jakob Astor erhielt eines Tages den Besuch eines Geschäftsfreundes, der ihm den Vorschlag machte, sich mit einer Kapitaleinlage von 100 000 Dollars an einem Unternehmen zu beteiligen. Während er auf die Worte seines Besuchers lauschte, hielt Astor die Augen auf den Fußboden gerichtet, als suche er etwas. Als der Besucher ausgesprochen, sagte der Millionär: „Es ist gut, ich beteilige mich an der Sache, das Geld können Sie sofort haben!“ In diesem Augenblick trat einer seiner Angestellten ins Zimmer und teilte ihm mit, eine ihm gehörige Fabrik wäre niedergebrannt. „Das kommt fast alle Tage vor,“ meinte Astor mit unerschütterlicher Ruhe und sah wieder eifrig auf die Erde. Der Besucher fragte ihn schließlich, was er denn verloren hätte. „Ein Zehncentstück,“ versetzte der Millionär eifrig, „ich habe es vor einigen Minuten fallen lassen und kann es nicht finden.“ Der Geschäftsfreund sah den Millionär verbucht an, doch Astor sagte ruhig: „Da ist nichts zu verwundern. Wenn einem eine Fabrik abbrennt, kann man nichts tun, das muß man gehen lassen, wie es will. Wenn man aber ein Zehncentstück fallen läßt und es nicht der Mühe wert hält, sich danach zu bücken, so ist man ein Narr und verdient sein Schicksal, wenn man einmal als ein armer Teufel stirbt!“

Was Königshaar wert ist. Vor längerer Zeit wurde in London eine Locke Napoleons I. auf einer Auktion für 100 Mark verkauft. Ein Jahr vor dem erzielten Napoleons Haare noch einen bedeutend besseren Preis, denn eine Locke von ihm wurde damals für 410 Mark losgeschlagen. Noch mehr erzielte man vor etwa sieben Jahren für eine Locke des jungen Napoleon, die zusammen mit einem Briefe für 600 Mark verkauft wurde, während eine während seiner Gefangenschaft auf St. Helena abgeschnittene Locke nur das bescheidene Sümmechen von 60 Mark brachte, wogegen eine nach seinem Tode abgeschnittene in London bis auf 7½ Pfund Sterling (150 Mark) getrieben wurde. Bedeutend höhere Preise werden für Napoleon-Reliquien in Frankreich bezahlt, denn dort erstand ein Sammler eine auf seinem Totenbette abgeschnittene Locke für 5000 Francs. Erheblich niedriger im Preise stehen die Haare des großen Gegners Napoleons, des Herzogs von Wellington, denn eine Locke seines Haars konnte man kürzlich auf einer Londoner Auktion schon für ein Pfund Sterling haben, für denselben Preis, den ein Teil des Bartes von Georg II. erzielte. Dagegen brachte eine Locke des gehnjährigen Lord Nelson das Doppelte, während man eine Haarlocke von Walter Scott für vier Pfund zugeschlagen erhielt. Auch die Locken Oliver Goldsmiths,

des Verfassers des Landpredigers von Ballefield konnte man bereits für drei Pfund Sterling haben. Ein sehr gutes Geschäft machte der Friseur Victor Hugos, und wohl noch ein besseres der Haarkünstler Fürst Bismarcks. Mit ausdrücklicher Erlaubnis des Fürsten sammelte er die Haare, die er dem Kanzler abschneid und erzielte, — namentlich nach dem Tode desselben ein hübsches Sümmechen, mit dem Verkauf derselben.

Eine sehr langlebige Familie. In Vernon, Illinois, starb vor kurzem ein gewisser Franz Vinion im Alter von 107 Jahren und hinterließ eine Nachkommenschaft von 65 Personen. Sein Vater hatte das 106. Jahr erreicht, sein Großvater sogar das 110.

Humor.

Das Schlimmste. Die Frau des Bäckers: „Du hast wohl einen schlechten Tag gehabt, lieber Mann?“ — Er: „Allerdings, ich habe 50 000 Mark verloren, und das Schlimmste dabei ist, daß ungefähr 500 davon mein eigenes Geld waren.“

Auf dem Omnibus. Fahrgast: „Halten Sie, bitte, Nummer 175, Schaffner.“ — Schaffner: „Ja wohl, Herr.“ Der Omnibus hält mitten auf dem sehr schmutzigen Fahrdamm. „Bitte, mein Herr.“ — „Können Sie nicht etwas näher an den Bürgersteig heransfahren?“ fragt bescheiden der Passagier, der nur eine Fünfpennigtour gefahren ist, und dem Schaffner kein Trinkgeld gegeben hat. — „Ja wohl, Herr,“ entgegnet der Mann liebenswürdig und ruft dem Kutscher mit überlauter Stimme zu: „Willem, du mußt recht dicht an den Rand ranfahren, der Herr macht sich die Stiefeln alleene sauwa um mechte se sich nich beschmutzen.“

Der Rat der Freunde. „Na,“ sagte der Millionär, „ich verdanke einen großen Teil meines Erfolges im Leben dem guten Rat meiner Freunde.“ — „Was Sie sagen,“ meinte sein skeptischer Zuhörer, „das hätte ich gar nicht für möglich gehalten.“ — „Und doch ist es so,“ bestätigte der reiche Mann. „Ich habe stets auf den Rat meiner Freunde gehört, aber befolgt habe ich ihn nie.“

Vater oder Mutter.

Krach, kam der eiserne Reifen durch das Küchenfenster geflogen, und klirrend sprangen die Splitter überall herum, während der Reifen beim Landen auf dem Küchentisch auch noch einen guten Teller aus dem Service zerschlug. Sofort stürzte die Frau des Hauses nach der Tür, um nach dem Uebelthäter auszufahren. Aber weit und breit war keine Spur von ihm zu sehen.

Eben wollte sie ärgerlich wieder hineingehen, da kam ein etwa zwölfjähriger Junge und sagte sehr bescheiden: „Gnädige Frau, ich habe mit meinem Reifen Ihr Küchenfenster zerschlagen. Verzeihen Sie mir bitte. Ich bin gleich hingelaufen, Vater zu holen, damit er's ganz macht.“

Und richtig kam gleich darauf ein Mann, der sich sofort an die Arbeit machte, eine neue Scheibe einzusetzen, während der Junge mit seinem Reifen davonlief.

Die Dame war von der bereitwilligen Ersatzleistung so gerührt, daß sie beschloß, den zerbrochenen Teller gar nicht erst zu erwähnen.

Als der Glaser mit seiner Arbeit fertig war, meinte er: „So, gnädige Frau, da wäre nun der Schaden wieder geheilt. Und so schlimm ist's mit dem Kostenpunkt auch nicht, es macht Zwei Mark fünf und zwanzig.“

„Wa—as!“ rief die Dame, „Zwei Mark fünf und zwanzig soll ich für die Scheibe bezahlen, die Ihr Sohn zerbrochen hat!“

„Mein Sohn!“ sprach der Glaser kopfschüttelnd, „ich habe überhaupt keinen Sohn, und den Bengel kenne ich gar nicht. Er kam vorhin zu mir und sagte, seine Mutter schicke ihn, das Küchenfenster solle sofort gemacht werden. Sind Sie denn nicht seine Mutter?“